

ten „Themendualismus“ in der Sonatenform (S. 29), Behauptungen ohne jeden Nachweis, z. B. zum langsamen Satz der *Zweiten Symphonie* Max Bruchs und seiner Gestaltung in der Sonatenhauptsatzform, die „als eintönig und ermüdend empfunden [worden sei]“ (S. 65), unnötige Belehrungen („Es lohnt sich jedenfalls, Zitate hin und wieder auch zu verifizieren“, S. 72) und die Tatsache, dass zeitgenössisches Schrifttum nicht aus der Zeit heraus interpretiert (also als entsprechende Quelle), sondern neuerer Literatur unterschiedslos an die Seite gestellt wird (z. B. von Alfred Kalischer, 1890 [S. 87], der dann später [S. 100] abgeurteilt wird). Letzten Endes offenbart sich hier ein unzureichendes Problembewusstsein, wenn etwa eine „musikgeschichtliche Optik“ suggeriert wird, „die immer und weitgehend ausschließlich auf Beethoven ausgerichtet ist“ (S. 96) oder Falke Quellen relativ hemmungslos zitiert und kommentarlos hinstellt, wie z. B. Walter Niemann (1913): „Bruch [...] bewahrt sein rheinisches Blut und die weiche Empfindung seiner Rasse vor akademischer Trockenheit“ (S. 113).

Von differenzierterer Urteilsfähigkeit zeugt hingegen die Diskussion über Max Bruch und das „Zweite Zeitalter der Symphonie“ (Carl Dahlhaus). Falke ist wahrhaftig nicht der Erste, der sich mit diesem Thema auseinandersetzt, aber er fragt mit Recht, „was als musikgeschichtlicher Rang anzusehen sei“ (S. 121). Lobenswert ist, dass er nicht rein statistische Befunde zur Widerlegung der These gelten lassen will, sondern nach der Stellung des Werks im zeitgenössischen Musikleben, seinem (davon weitgehend unabhängigen) ästhetischen Rang und seiner Wirkung fragen will (S. 122). Zu deren Beantwortung trägt er dann freilich nicht bei, da er sich unmittelbar erneut dem Komplex der „wahren“ Beethoven-Nachfolge als Rezeptionsproblem späterer Zeit widmet (S. 122). Von einer „Verzerrung der Optik“ ist die Rede, „die weiten Bereichen der Musikgeschichte zwischen Schubert und Mahler nicht mehr gerecht wird“ (S. 123).

Die Besprechung der Symphonik Volkmanns folgt der Praxis des ersten Teils: Eine ausführliche Ablaufbeschreibung dient als Grundlage für eine Interpretation des Formaufbaus. Von der Methodik her wird somit über den Stand der Magisterarbeit nicht hinausgegangen. Und auch hier stellt sich erneut die Frage, was Falke ge-

meint haben mag, wenn er sich klischeehafter Aussagen bedient, die er bei anderen mit Recht kritisiert, wie z. B. „opernhafte Spannung“ (S. 166), „Zeitalter des Anspruchs unbedingter Originalität“ (S. 266) oder „der einmalige musikalische Reichtum des 19. Jahrhunderts, das individuellere Lösungen zuließ als der Barock oder noch die Klassik, aber in seiner Ästhetik noch verbindlicher war als das pluralistische 20. Jahrhundert“ (S. 295). Bei allen eigenen Pauschalismen dieser Art geht Falke mit den Fachvertretern nicht eben zimperlich um: Als „Sackgasse Statistik“ wird ein ganzes Kapitel überschrieben, Carl Dahlhaus' Schriften bezeichnet er kurzerhand „in wesentlichen Teilen als überholt“ (S. 299), und schließlich wird unter dem programmatischen Aufruf „Zu den Sachen selbst!“ (S. 300) eine differenzierte Analyse des Repertoires gefordert, die sich jeglicher Gattungszugehörigkeit enthalten soll („Es gibt aber keine Gattungen, nur Werke“, S. 301).

In einem abschließenden Kapitel entwirft Falke sodann „Ideen und Thesen zu einer phänomenologischen Musik-Ästhetik und musikalischen Hermeneutik“, deren Gültigkeit in ihren einzelnen Facetten (Phänomen – Substanz – Plausibilität – Funktion – Gattung – Genie – Werk – Rang – Intentionalität – Erlebnis – Methode) unbestritten sein soll, die aber im Ganzen aus den vorausgegangenen Analysen nicht hervorgehen geschweige denn durch sie gerechtfertigt würden. Auf das Desiderat einer zeit-, ideengeschichtlichen und analytischen Beschäftigung mit den zahlreichen Werken hinzuweisen, ist dabei ein nicht geringes Verdienst, das der Arbeit zuzugestehen ist.

(April 2007)

Manuel Gervink

*Nationale Musik im 20. Jahrhundert. Kompositorische und soziokulturelle Aspekte der Musikgeschichte zwischen Ost- und Westeuropa. Konferenzbericht Leipzig 2002. Hrsg. von Helmut LOOS und Stefan KEYM. Leipzig: Gudrun Schröder Verlag 2004. 572 S., Abb., Nbsp.*

Das Nationale in der Musik ist seit Langem immer wieder Thema sowohl von Publikationen als auch von Kongressen und internationalem Austausch. Vom 24. bis 26. Oktober 2002 fand an der Universität Leipzig eine große Konferenz mit nicht weniger als 40 Referenten aus 15 Ländern statt (vgl. *Mf* 56/2, 2003, S. 181 ff.).

Geringfügig weicht der beeindruckende Kongressbericht von der stattgehabten Konferenz ab, doch bleibt die Dimension enormer Vielfalt auf jeder Seite spürbar.

Eva Sedak, längst eine Institution in dem Themenbereich, befasst sich in ihrem Grundsatzerferat mit diesem in jüngster Zeit verstärkt zu beobachtendem Interesse, in dessen Zusammenhang auch die Neugründung eines Centre for the History of Music in Britain, the Empire and the Commonwealth an der Universität Bristol zu sehen ist. In einer differenzierten Literaturschau zeigt sie Definitionstendenzen der Vergangenheit und der Gegenwart auf und deklariert durch die Tiefe ihres Vortrags manch einen anderen Beitrag des Bandes.

Die Brisanz der Thematik spiegelt sich in den teilweise fast konträr erscheinenden Positionen der Referate, bedingt durch nationalindividuelle Erfahrungen und unterschiedliche Zugangsweisen. Während sich manch deutscher Musikwissenschaftler mit Blick auf den Nationalsozialismus äußerst kritisch mit dem Begriff des Nationalen auseinandersetzt, überwiegt bei den osteuropäischen Referenten die neutrale oder positive Wertung des Begriffes. Von besonderem Interesse sind ohne Frage die Referate zu den Balkan- und den vormaligen Ostblockstaaten, erfährt man doch als deutscher Musikologe neben musikhistorischen Informationen durchaus auch Wesentliches zum „nationalen“ Selbstverständnis der Autoren und der durch sie vertretenen Länder. Hier kann nicht der Platz sein, die Vielfalt der Ansätze en détail zu präsentieren – allein die Aufzählung der Themenbereiche würde den Rahmen einer Rezension sprengen. Auffallend allerdings ist die große Anzahl der dem „normalen Musikwissenschaftler“ ungeläufigen Komponistennamen – dies eine erfreuliche Tendenz, die man gerne auch in den Ländern mit bekannten „Nationalkomponisten“ sähe. Erfreulich auch die Anzahl der soziohistorischen Ansätze, die man gerne noch stärker mit musikhistorischen verknüpft sähe. Ein Beitrag scheint fehl am Platze (jener von Mikhail Saponov zur internationalen Interpretation des Briefwechsels zwischen Igor Strawinsky und Jean Cocteau), doch können hier nicht einzelne Referate kritisch durchleuchtet werden – die gebotene Vielfalt und die Vielfalt der Ansätze überwiegen bei weitem die eventuell vorhandenen Mängel im Detail.

Problematisch scheint dem Rezensenten die Formulierung „West- und Osteuropa“ im Titel sowohl des Kongresses als auch des Kongressberichtes. Wenn von internationalem Austausch die Rede ist, so muss das Selbstverständnis der Mittelmeerstaaten, Frankreichs, Belgiens, der Schweiz oder der Niederlande ebenso berücksichtigt werden, was selbst mit wenig Referaten noch viele zusätzliche Komponenten in die Diskussion gebracht hätte. Vielleicht ergibt sich in nicht zu ferner Zukunft die Möglichkeit, die Dimension des Kongresses von 2002 nochmals international auszuweiten (nicht nur, wie Stefan Keym in dem Kongressbericht in *Mf* 56/2, 2006, S. 183 schreibt, mit Blick auf die bevorstehende EU-Osterweiterung) – und vielleicht sogar über Europa hinauszugehen.

Leider kann auch diese Rezension nicht ohne ein kritisches Wort an das Lektorat enden. Ein Buch von 572 Seiten darf heute einfach nicht mehr ohne Register daherkommen, und auch das Weglassen von Bildnachweisen ist kein Kavaliersdelikt. Die ca. 30 Seiten Umfang und zwei Wochen intensiver Arbeit hätten sich gerade bei einer derart facettenreichen Publikation mehr als gelohnt.

(Mai 2007)

Jürgen Schaarwächter

THOMAS SCHIPPERGES: *Die Akte Heinrich Besseler. Musikwissenschaft und Wissenschaftspolitik in Deutschland 1924 bis 1949.* München: Strube Verlag 2005. 488 S. (*Quellen und Studien zur Musik in Baden-Württemberg. Band 7.*)

Was diese Untersuchung zutage bringt und abmildernden Bewertungen entzieht, hätte dem Rezensenten Grund genug gegeben, von der Besprechung zurückzutreten. Diejenigen, die dem Lehrer Besseler zu Dank verpflichtet sind und, so weit das möglich war, nahestanden, verurteilt sie zu unerträglich zwiespältigen Erinnerungen, derentwegen sie besser schweigen sollten – abgesehen von der unvermeidbar sich anschließenden, nicht nur ihn betreffenden Frage, mit welchen humanen Defiziten sich die anspruchsvolle Ausübung einer Wissenschaft vertrage, welche in angelsächsischen Ländern den „humanities“ zugerechnet wird.